

Zumindest der mittleren und älteren Generation dürfte er oder sein (Künstler-) Name noch bekannt sein: Teddy Parker – von Ende der fünfziger bis Ende der neunziger Jahre als Schlager- und Volksmusiksjänger sowie als Moderator beim Bayerischen Rundfunk erfolgreich. Sein bürgerlicher Name ist Claus Herwig, und als solcher kam er am 17. April 1938 in der Hauptstadt Mährens, in Brünn, zur Welt. Markus Bauer sprach mit ihm.

Wie darf ich Sie ansprechen – mit Herr Herwig oder Herr Parker?

Teddy Parker: Parker! Diesen Namen habe ich in meinen Paß eintragen lassen. Es gab zu viele Schwierigkeiten – der Name oder der andere. In Jugoslawien wurde ich sogar acht Stunden eingesperrt, weil die Flugkarte nicht mit dem Paß übereinstimmte. Mit Hannelore Auer, der jetzigen Frau von Heino, habe ich dort einen Musikfilm gemacht. Obwohl ich viele Autogrammkarten vorgelegt habe, meinten die, daß es nicht stimmt. Man mußte mich also auslösen. Daher habe ich mich damals – 1960 – für den Namen Teddy Parker entschieden.

Sie haben eine Jagd im niederbayerischen Rohr. Wie kam Ihr Kontakt nach Rohr zustande?

Parker: Das war eher zufällig. Vor etwa 40 Jahren habe ich eine Jagd gesucht. Damals war ich noch viel als Sänger unterwegs und konnte mich noch nicht so stark einbringen. Ich habe also einen älteren Partner gesucht und fand einen Jäger, der die Jagd schon 40 Jahre gehabt hat. Der war hocheifrig, daß er einen Partner bekam. Somit kam ich nach Rohr. Seitdem bin ich regelmäßig hier. Mittlerweile ist der alte Herr natürlich verstorben, und ich bin alleine mit der Jagd. Inzwischen komme ich auch schon in das Alter und werde mir einen jüngeren Partner suchen.

Rohr wurde nach dem Zweiten Weltkrieg ein wichtiger Treff von Sudetendeutschen, Exil-Tschechen und schließlich für Bewegungen von Deutschen und Tschechen – ganz abgesehen von der Musik. War Ihnen dieser Aspekt bekannt?

Parker: Nein, das habe ich erst erfahren, als ich hier war. Ich habe einige der Benediktiner kennengelernt und ihre Geschichte nach 1945 mitbekommen, daß sie hier ihre zweite Heimat gefunden haben.

Sie sind in Brünn geboren. Haben Sie noch Erinnerungen an Ihre Kinderzeit dort?

Parker: Ich war 1960 in Brünn. Da habe ich komischerweise von dort, wo wir gewohnt haben, den Weg zur Turnhalle meiner Kindheit noch genau gewußt. Auch die Wohnung, in der die Großeltern wohnten, habe ich gefunden. Aber damals war noch viel zerstört. Die ganze Innenstadt ist ja bombardiert worden. Aber sonst habe ich wenig Erinnerungen an Brünn. Mit sieben Jahren kriegte man zwar vieles mit, aber Details bleiben nicht im Bewußtsein. Was in Erinnerung geblieben ist, das war die Vertreibung.

Waren Sie seit 1960 nochmals in Brünn?

Parker: Nein, ich habe ja auch keine Bezüge mehr dorthin und auch keine große Sehnsucht danach. Aber ich verstehe noch ein wenig Tschechisch, wir wuchsen ja mehrsprachig auf.

In Brünn erfolgte die Vertreibung der Deutschen ja besonders drastisch – mit dem Brüner Todesmarsch, der in die Geschichte eingegangen ist. Waren Sie und Ihre Familie auch dabei?

Parker: Ich war – Gott sei Dank – nicht dabei. Ich hatte das Glück, daß uns der Großvater aus Brünn weggebracht hat. Wir kamen mit dem Zug nach Prag, von dort nach Pilsen. Hier war mein Großvater zuständig für die Lazarette in den Ostgebieten. Dann kamen wir – außer mir meine

➤ **Teddy Parker, in Brünn geboren, Schlagersänger und BR-Moderator, im Interview**

Gott sei Dank für den Frieden

Mutter, meine Schwester, meine Großmutter und mein Großvater – in ein Lager und wurden karnisiert – quasi in einem tschechischen KZ. Beim Empfang dort wurden wir mit Gewehrkolben und anderen Gegenständen traktiert. Wir schauten aus, als ob wir von einem Dampfhammer getroffen worden wären – überall blaue Flecken, Blutergüsse und so weiter. Das Schlimmste in dem Lager war, daß hier viele alte Leute gestorben sind. Die Behandlung war auch nicht schön. In der Nacht ist das Bewachungspersonal umhergegangen. Wir lagen wie die Heringe einer neben dem anderen auf dem Boden. Da haben sie die jungen Mädchen, die laut schrien, herausgezogen. Damals habe ich das nicht so einordnen können. Als ich erwachsen war, habe ich natürlich gewußt, was die mit den Mädchen gemacht haben. Nach einiger Zeit haben uns die Amerikaner auf einem offenen Lkw nach Bamberg transportiert. Im Stadtzentrum, beim damaligen Hertie oder Titz, war das Lager. Was wir am Leib anhaben, was alles, was wir hatten.

In Oberfranken sind Sie als Bub in Deutschland angekommen. Wie erfolgte Ihre weitere Integration, Ihr Berufs- und Lebensweg?

Parker: Wir Kinder hatten natürlich wahnsinnig Hunger. Die Weißen unter den Amerikanern hatten Frühstückspakete, die sie gegessen haben. Die übriggebliebene Hälfte davon warfen sie auf den Boden, streuten darauf die Asche von ihren Zigaretten und drehten mit der Ferse diese Nahrungsmittel in den Boden hinein, so daß man es nicht mehr essen konnte. Die Schwarzen hingegen – wir wußten damals nicht, daß diese bei ihren eigenen Leuten weniger geachtet waren – hatten diese Not ja am eigenen Leib erlebt und waren sehr nett zu uns: Sie rissen die Frühstückspakete auf, nahmen zwar jene Kekse heraus, aßen diese und warfen dann die komplette Schachtel in den Wald. Wir Kinder sind natürlich hin und haben uns bedient. Wir hatten bei unserer Ankunft auch keine Lebensmittelmarken, denn diese wurden immer am Monatsersten ausgegeben. Also gingen wir betteln – um eine einzige Scheibe Brot, das war furchbar. Wir waren zwar nicht alleine, aber wir wurden übelst beschimpft – Steine und Holzprügel wurden uns nachgeworfen. „Ihr Zigeunerpack, schaut's, wir ihr herkommt! Geht's wieder zurück!“ Aber es waren auch nette Leute, sehr freundliche und liebevolle Menschen dabei. Die haben uns eine oder zwei Scheiben Brot gegeben. Wir mußten halt hungern, bis wir dann unsere Lebensmittelmarken bekamen.

In Bamberg versuchten wir dann, eine Wohnung zu bekommen – was fast nicht möglich war. Nach etwa einem Jahr lernten wir zufällig eine Dame kennen, deren Tochter im Wohnungsamt arbeitete. Ein Glücksgriff: Wir bekamen ein zwölf Quadratmeter großes Zimmer – meine Großeltern blieben im Lager – für meine Schwester, meine Mutter, mich und eine Dame mit ihrer Tochter. Zu fünf auf zwölf Quadratmetern. Aber wir waren glücklich, aus dem Lager draußen zu sein. Ein Jahr später kam der Vater zurück aus der Kriegsgefangenschaft. Richtig aufwärts ging es erst 1948 mit der Währungsreform. Zuvor fragte ich in einem Spielwarengeschäft immer nach bestimmten Spielsachen. „Haben wir nicht“, antwor-

ten wir zufällig eine Dame kennen, deren Tochter im Wohnungsamt arbeitete. Ein Glücksgriff: Wir bekamen ein zwölf Quadratmeter großes Zimmer – meine Großeltern blieben im Lager – für meine Schwester, meine Mutter, mich und eine Dame mit ihrer Tochter. Zu fünf auf zwölf Quadratmetern. Aber wir waren glücklich, aus dem Lager draußen zu sein. Ein Jahr später kam der Vater zurück aus der Kriegsgefangenschaft. Richtig aufwärts ging es erst 1948 mit der Währungsreform. Zuvor fragte ich in einem Spielwarengeschäft immer nach bestimmten Spielsachen. „Haben wir nicht“, antwor-



tere die Verkäuferin. Am Samstag war ich noch da – wieder mit negativem Bescheid. Am Sonntag war dann die Währungsreform – und das Schaufenster war voll mit Märklin-Eisenbahnen, Schuco-Modellautos und so weiter. Alles war nun da, es war ein Traum. Zu meiner Mutter sagte ich: „Wenn ich groß wäre, würde ich jetzt einen Hammer nehmen und ihnen die Scheibe einschlagen!“ Sie war natürlich empört.

Wie verlief Ihr weiterer Schul- und Berufsweg?

Parker: Mein Vater trieb für mich einen Privatlehrer auf, der mich ein Jahr lang jeden Tag zwei Stunden unterrichtet hat, ein 28/29 Jahre alter Lehrer – Studienrat für Griechisch, Latein und Deutsch. Er durfte nicht am Gymnasium unterrichten, weil er bei der NSDAP war. Somit schaffte ich die Aufnahmeprüfung für das Gymnasium. 1955 zogen wir nach München, wo ich das Abitur ablegte und bis zum ersten Staatsexamen Jura studierte.

Wie kam es zum Singen und zu Ihrer Karriere als Sänger?

Parker: Auch das war wieder ein Zufall. Ich habe immer gesungen – während des Gymnasiums in einem Kirchenchor. Bei den Schlußfeiern haben ich Carl-Loewe-Balladen und Franz-Schubert-Lieder als Bariton gesungen. Das hat mir Spaß gemacht, ebenso die Unterhaltungsmusik. Meine Schulkameraden haben mich in München, in der Hirschauch, 1956 bei einem Sängertwettstreit mit 120 Teilnehmern angemeldet – ohne daß ich es wußte. Ich habe den ersten Platz gemacht. Wegen dieser Platzierung bekam ich eine

Auftrittsmöglichkeit mit Stars jener Zeit – Willy Hagara, Lale Andersen, Christa Williams – im Kongressaal des Deutschen Museums in München. Mit meiner Rock'n-Roll-Show habe ich die Halle richtig zum Toben gebracht – und bekam 50 Mark, das war meine erste große Gage. Nach dem Wettbewerb habe ich – noch während der Schulzeit in den Ferien – in Schwabing an den Wochenenden in einem Trio mitgespielt, weil der Gitarrist mit seinen Kindern in den Urlaub gefahren war. Da haben mich die Amerikaner entdeckt. Ein amerikanischer Offizier lud mich ein, im Offiziersclub seiner



Kaserne aufzutreten. Die Auftrittsgage war auch ganz anders, als was ich von meinen Ferienjobs als Hilfsarbeiter am Bau mit 1,32 DM Stundenlohn gewohnt war. Ich bekam 50 Dollar pro Abend, das hieß bei dem damaligen Umtauschwert 200 Mark pro Abend. Damit verdiente ich mit vier Auftritten mehr, als mein Vater Monatsgehalt hatte. Die Amerikaner waren sehr anspruchsvoll, was die Musikalität und die Sprache betraf. Es war eine gute Schulung, was mir später – bei meiner Rock'n-Roll-Show – auch sehr geholfen hat. Ich wollte immer zum Bayerischen Rundfunk. Als Zehnjähriger habe ich zu meiner Mutter gesagt: „Wenn ich das mal so kann wie der Fred Rauch, möchte ich das Wunschkonzert modernieren.“ Beim Fred Rauch habe ich auch Luis Mariano mit seinem Lied „Mexiko“ gehört. Das gefiel mir so sehr, daß ich als Knirps beschloß, dieses Lied einmal als Erwachsener zu singen. Und genau dieses Lied war es, mit dem ich den Sängertwettstreit gewonnen habe. Das habe ich dann in meiner gesamten gut 50jährigen Berufslaufbahn immer gesungen. Ein Jahr vor dem Abitur habe ich meine erste Schallplatte gemacht. Alle haben gemeint, „Du müßt jetzt mit der Schule aufhören, die Platten laufen ja so gut.“ Ich aber dachte „Ist ja alles recht und schön, aber zuerst kommt die Ausbildung.“ So habe ich eine gewisse Distanz zum Showgeschäft erhalten können. Der Durchbruch war 1962/63 der „Nachtexpress nach Saint-Tropez“. Das war ein Knaller, da war ich in ganz Europa auf Tournee, später war ich auch bei der Hitparade im ZDF. Und dann kam die Chance, zum Rundfunk zu gehen.

Wann erfolgte die Namensänderung in Teddy Parker?

Parker: Das war in der Zeit, als man meinte, mit einem deutschen Namen nicht erfolgreich zu sein. Zunächst war ich ja unter dem Namen Claus Herwig bei Philips aktiv. Auf einmal las ich in einem Werbeprospekt für den „Nachtexpress“ den Namen Teddy Parker. „Das ist also mein neuer Name“, dachte ich. Teddy hat mir ursprünglich überhaupt nicht gefallen. Aber als der Schlager dann so erfolgreich war, konn-

te ich nichts mehr machen, der Name stand wie eine Eins. Und ich habe mich daran gewöhnt. Da ich auch gut Stimmen imitieren konnte, habe ich parallel von Ende der fünfziger bis Mitte der siebziger Jahre bei der Plattenfirma Tempo unter sieben oder acht verschiedenen Namen Coverversionen bekannter Schlager eingesungen – insgesamt etwa 150 Schallplatten. Da habe ich alle möglichen Titel gesungen, von Elvis Presley bis zu Peter Alexander und Freddy Quinn. Das lief zwar alles sehr schön, aber irgendwann wurde es zuviel. Daher habe ich Mitte der Siebziger bei Tempo aufgehört.

Warum wurde es Ihnen zuviel? Hatte das mit dem Bayerischen Rundfunk zu tun?

Parker: Ja, ich mußte mich auf meinen Beruf als Musikredakteur beim Bayerischen Rundfunk konzentrieren. Da habe ich gerne und viel gearbeitet, vor allem 1970/71, als Bayern 3 eingeführt wurde. Zwei Jahre später kam Thomas Gottschalk und wurde mein Zimmerkollege. 1983 wechselte ich als Programmchef zur Bayerischen Rundfunkwerbung (BRW). Da stellte ich mir ein Team zusammen, das für die damalige Hörfunklandschaft einmalig war. Alle damals bekannten Fernsehmoderatoren waren in meinem Team: Dieter Thomas Heck für den Deutscher Schlager, Karl Moik für die volkstümliche Musik, Walter Sedlmayr, Elmar Gunsch. Als ich das übernahm, hatten wir 330 000 Zuhörer pro Stunde. Dieses Team hat es in vier Jahren auf 1,25 Millionen Zuhörer gesteigert. Das war für eine Hörfunksendung sensationell. Später kamen noch Heinz Schenk und Max Schautzer dazu. 1998 hatte ich die Möglichkeit, mit 60 Jahren aufzuhören. Auch die Sängerkarriere habe ich beendet. Ich schloß keine neuen Verträge mehr, erfüllte nur noch die bestehenden. Mein letzter Auftritt war beim Silberstern zur Jahrtausendwende 1999/2000 in der Meistersingerhalle in Nürnberg.

Können Sie sich an eine Episode oder Anekdote ganz besonders erinnern?

Parker: Ich hatte Auftritte in Deutschland, Österreich, der Schweiz sowie in Spanien und Frankreich. Am schönsten war das Lied „Mexiko“ in Frankreich. Ich spreche kein Wort Französisch, aber ich habe es von der Platte von Luis Mariano gehört und gelernt. Die Zuhörer sagten: „Mein Gott, Sie sprechen ja ein perfektes Französisch. Das ist ja unglaublich, wie Sie das singen!“ Ich wußte natürlich inhaltlich, was ich singe, aber die Sprache konnte ich nicht. Doch das hat mir niemand angeommen. Ich habe das nur lauttechnisch von der Schallplatte gelernt.

Sie waren zum Ende Ihrer Karriere eher im Bereich der volkstümlichen Musik aktiv. Wie kam es zu diesem Wechsel?

Parker: Ich habe am Schluß große Erfolge mit volkstümlichen Liedern gehabt wie „Jeder Tag ist ein Geschenk“, „Kleine Fische werden groß“ oder „Frauenkäfer!“. Aber früher im Ballsaal, damals meine hauptsächlichsten Auftritte, war das ein ganz anderes Geschäft: mit den Or-

chestern von Hugo Strasser, Max Greger – früher noch Kurt Edelhagen, was ich natürlich bis zum Ende meiner Karriere fortführte. Da war eine Rock'n-Roll-Show dabei, und es wurden internationale Nummern gesungen. Natürlich war da immer ein gewisser Zwiespalt. Aber ich denke, ich hab es ganz gut hingebachtet.

Sie haben auch Filme gemacht. Mit wem haben Sie gedreht?

Parker: Bis Mitte der Siebziger waren es so an die 20 Filme – mit Harald Juhnke, Willi Reichert, Willy Millowitsch und Walter Groß – und natürlich mit Gesangseinlagen.

Was macht Teddy Parker heute, also seit Ende seiner Karriere 1998 oder Silvester 1999/2000?

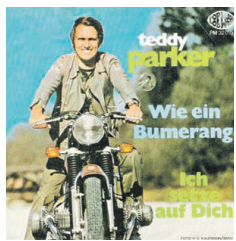
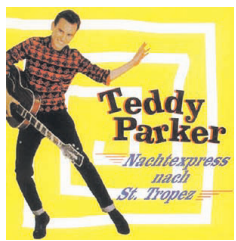
Parker: Ich habe vielerlei Interessen. Ich lebe in München, bin aber wegen meiner Jagd mindestens einmal die Woche in Rohr. In München gehe ich in Ausstellungen, mein Lieblingsplatz ist die Alte Pinakothek, aber auch in der Neuen Pinakothek bin ich oft. Ab und zu schaue ich mir auch die neuen Räume im Deutschen Museum an, oder ich bin im Lenbachhaus. Oder ich gehe mit meiner Frau in die Oper – seit 1965 haben wir ein Abonnement – auch fürs Symphonieorchester des BR. Auch für die Kleine Komödie haben wir ein Abonnement. Bei schönem Wetter setze ich mich in mein Oldtimer-Cabrio und fahre mit meiner Frau ins Voralpenland.

Die Jagd scheint ja ein über die Jahrzehnte liebgehabtes Hobby für Sie zu sein?

Parker: Ja, bei der Jagd kann man die Seele baumeln lassen, das sitzt man ganz allein im Wald. Die Jagd wird heute ja verkannt: Tiermörder und so weiter heißt es nicht selten. Das ist unfair. Das Töten eines Tieres macht bei der Jagd allerhöchstens zehn, meist nur vier bis fünf Prozent aus. Ich habe für mein Revier die Verantwortung. Und mit dieser Verantwortung achte ich darauf, daß ich einen gesunden Wildbestand erhalte und den Überfluß nutze. Das heißt, ich ernte – und zwar das, was die Natur gibt. Ich esse auch selbst viel von meinem eigenen Wild. Ich bin hier draußen sehr glücklich, es ist einfach sehr schön hier. Schon als kleiner Bub bin ich im Wald gewesen. Ich erinnere mich sehr gut an mein erstes Erlebnis mit einem Jäger. Er hat mich auf seinem Fahrrad hinten auf dem Gepäckträger mitgenommen, und dann sind wir in Bamberg in sein Revier gefahren. Er hatte ein Stück geschossen – ich weiß nicht mehr genau, was – und er sagte: „Jetzt gemma hi, Bua, und schau'ma, was es war.“ Diese Liebe zur Natur hatte ich von Kindheit an. Ich war immer im Wald unterwegs, das war stets mein Hobby, das ich Gott sei Dank fortführen konnte. Es war nicht einfach, eine Jagd zu bekommen. Und solange der Liebe Gott einen gesund erhält, daß man sich bewegen und essen kann, was man will, kann man sich glücklich preisen. Ich habe mal das Lied gesungen „Jeder Tag ist ein Geschenk“. Das sollte man sich immer vorsagen, wenn es einem auch mal schlechter geht. In den zurückliegenden zehn Jahren habe ich auch einige weniger schöne Sachen erlebt, verursacht speziell durch die Fehlleistung einer Zahnärztin. Ich hatte aber das Glück, daß das hervorragende Arzteam des Klinikums rechts der Isar in München meine Gesundheit wiederhergestellt hat. Aber wenn man das überstanden hat, dann muß ich sagen: „Lieber Gott, Du hast mir geholfen.“

Aus Ihren Schilderungen läßt sich schließen, daß Sie – als Mäher – auch im christlichen Glauben verwurzelt sind.

Parker: Ja sicher, natürlich glaube ich. Jeder Mensch sollte irgendwo angebunden sein. Das heißt ja „religio“ – Religion. Und solange die Menschen ihren Glauben leben, ist alles in Ordnung. *Lesen Sie weiter auf Seite 5*



Der letzte deutsche Bischof von Leitmeritz

Anton Weber starb vor 70 Jahren in der Heimat

Am 28. Januar 1947 mußte auf massiven tschechischen Druck der damalige letzte deutsche Bischof von Leitmeritz, Anton Weber, von seinem Amt zurücktreten. Eineinhalb Jahre später starb er am 12. September 1948 in Leitmeritz und wurde auf dem Friedhof der Bischofsstadt begraben. Sein Herz liegt wie das anderer Leitmeritzer Bischöfe in der Kathedrale, wo eine lateinische Inschrift besagt: „Möge er nun den Frieden genießen, den er im Leben nicht hatte.“

Als 1918 die Tschechoslowakei entstand, gab es im tschechischen Landesteil noch vier deutsche Bischöfe: Erzbischof Kardinal Leo Freiherr Skrbenský in Olmütz, Erzbischof Paul Graf Huyn in Prag, Bischof Josef Groß in Leitmeritz und Bischof Norbert Johannes Klein in Brünn. Kardinal Skrbenský war seit 1899 Erzbischof von Prag und seit 1916 Erzbischof von Olmütz. Bischof Groß wurde 1910 Oberhirte von Leitmeritz und Paul Graf Huyn zunächst 1904 Bischof von Brünn und 1916 Erzbischof von Prag; Norbert Klein wurde 1916 sein Nachfolger in Brünn. Nach dem Ersten Weltkrieg mußten die Erzbischöfe Huyn und Skrbenský zurücktreten und bekamen tschechische Nachfolger. Bischof Klein war seit 1923 auch Hochmeister des Deutschen Ordens und trat 1926 als Bischof von Brünn zurück, so daß Bischof Groß in Leitmeritz der letzte deutsche Diözesanbischof in der Tschechoslowakei war.

Als Bischof Josef Groß am 20. Januar 1931 in Leitmeritz starb, waren viele Sudetendeutsche besorgt, ob die Prager Regierung überhaupt noch einen deutschen Nachfolger auf dem Leitmeritzer Bischofsstuhl erlauben würde. Als dann die Ernennung von Bischof Anton Weber bekannt wurde, fand sie nicht nur in der großen Diözese freudige Aufnahme, sondern auch im ganzen Sudetenland. Sein späterer Sekretär Josef Rabas schreibt dazu in seiner Biographie des Bischofs:

„Die deutschen Katholiken hatten vom Heiligen Stuhl die Ernennung eines Deutschen zum Bischof erwartet, wiewohl auch tschechische Kandidaten öfters als einmal genannt worden waren. Recht und Billigkeit erheischen in Leitmeritz einen deutschen Diözesanbischof, stellen doch die Deutschen mehr als 75 Prozent aller Katholiken im Bistum. Aber auch die tschechischen Katholiken waren mit dieser Ernennung zufrieden, da es nicht unbekannt geblieben war, daß Monsignore Weber nicht nur die tschechische Sprache ausgezeichnet beherrschte, sondern auch stets für die berechtigten Interessen der tschechischen Katholiken in Aussig, die meistens als Staatsbeamte und Angestellte aus dem Inneren des Landes dorthin versetzt worden waren, eingetreten war.“

Bischof Anton Alois Weber wurde am 24. Oktober 1877 in einer Weberfamilie bei Rumburg geboren. Er besuchte das Knabenseminar in Ma-

riaschein und das Gymnasium in Leitmeritz. Nach seinen theologischen Studien mit Promotion in Rom wurde er in der ewigen Stadt 1901 zum Priester geweiht. Nach seiner Kaplanzeit in Teplitz-Schönau unterrichtete er ab 1907 an der Aussiger Realschule in Tschechisch, bis er 1931 von Rom als Nachfolger von Bischof Groß zum Bischof von Leitmeritz ernannt wurde.

In seine Amtszeit fällt die kirchliche Errichtung der Schwestern von der Heiligsten Eucharistie 1937. Diese Kongregation ist die jüngste Schwesterngemeinschaft, die nach der Aussiedlung heute in Salzburg ansässig ist. Bischof Weber wurde nach 1938 von den Nationalsozialisten schwer drangsaliert. Sie beschlagnahmten sogar das Bischofsgebäude, so daß er ins Dominikanerkloster umziehen mußte. Als nach Kriegsende die Sowjets Leitmeritz besetzten, war Weber gerade im Protektorsamt der Diözese bei Jungbunzlau und kehrte sofort nach Leitmeritz zurück. Professor Rabas schreibt über diese Zeit:

„Bischof Weber kam wohl in seine Residenzstadt zurück, doch die Welt war eine andere geworden. Nur langsam drangen die Nachrichten aus der ausgedehnten Diözese bis zum Bischof vor. Sie brachten Bangen und Entsetzen. Alarmlaute von überall häuften sich und wußten von Raub und Gewalt, Entehrung und Schändung zu berichten. Auch die Bischofsstadt selbst blieb nicht verschont. Manche Keller der Domhäuser und Sankt Adalbert, eine kleine Kirche der Bischofsstadt, boten geängstigten Frauen und Mädchen für Nächte einen gesicherten Zufluchtsort. Dann kamen die ersten Meldungen von gewaltsamen Aussiedlungen. Auch Geistliche wurden aus Pfarrhaus und Kirche, Gemeinde und Land vertrieben und wie eine gehetzte Meute über die Grenze gejagt, auch sie oft beraubt, mißhandelt und entehrt. So kam es, daß in einem großen Dekanat ein einziger Priester verblieb. In der Domkirche zu Leitmeritz selbst, wie auch in vielen anderen Gemeinden, wurden deutsche Predigten, Gesänge und Ge-

bete in deutscher Sprache verboten. Der Bischof war machtlos.“

Bald erfuhr er auch Unbill und Schikanen von der neuen Regierung in Prag, in der schon in London in der Exilregierung zwei Priester gesessen hatten. Der Postminister František Hála, ein Geistlicher aus Mähren, teilte dem Bischof mit, daß jeder Briefwechsel mit dem Heiligen Stuhl nur über das tschechoslowakische Postministerium erlaubt sei. „Am 16. Juni stand der Bischof, angekleidet mit den liturgischen Gewändern, in seiner Hauskapelle, um die Feier des heiligen Meßopfers zu beginnen, als ein Polizeibeamter mit einem Angehörigen des tschechoslowakischen Militärs erschien und den Bischof kurz aufforderte, binnen zwei Stunden mit dem nötigsten persönlichen Gepäck und Mundvorrat für zwei Tage, jedoch ohne Schmuck und Wertgegenstände, in einem aufgelassenen Konzentrationslager sich zum Abtransport einzufinden.“

In Begleitung seines Sekretärs Josef Rabas machte er sich auf den Weg. Lassen wir den späteren Prälaten Rabas berichten: „Der Bischof sprach nicht viel und grüßte freundlich wie immer. Doch die ihm begegneten Nachrichten vom Schicksal des Bischofs oder waren sofort im Bilde, als sie ihn still und erst dahinschreiten sahen; es hatte sich schnell herumgesprochen, daß auch der Bischof mit einem großen Teil seines Domkapitels den Weg in die Fremde zu gehen habe. Doch bemühte sich noch ein tschechischer Geistliche beim Kommandeur der neuen Sicherheitspolizei, den Ausweisungsbefehl gegen den Bischof rückgängig zu machen, was ihm auch gelang. Mit dieser Nachricht konnte der Bischof kurz vor jenem berüchtigten Lager zurückgerufen werden, und auch die Herren des Domkapitels wurden vorläufig zurückgestellt. Als Domdechant Dr. Wagner bereits wieder auf dem Heimweg war, begegnete er dem Stadtdechanten, der ebenfalls auf dem Marsch ins Lager war. Auf die Mitteilung, daß alle Geistlichen vom Abtransport zurückgestellt wurden, erwiderte Dechant Stei-

ner: „Soll ich meine Leute allein ins Elend gehen lassen?“ Er blieb freiwillig bei seinen Gläubigen, erlitt persönlichen Unbill und Mißhandlung, ging den jammervollen Weg mit seiner Gemeinde in ein noch schwereres Exil: einer der vielen sudetendeutschen Priester, die sich alle gerade in der schwersten Zeit ihres Volkes als treue und opferbereite Hirten erwiesen und so manches harte Wort Lüge strafen.“

In den Vormittagsstunden erschienen dann bei Bischof Weber zwei Angehörige des tschechoslowakischen Militärs und entschuldigten sich wegen der erfolgten Ausweisung. Es konnte nicht festgestellt werden, ob es sich bei diesen wirklich um zwei Offiziere gehandelt hat, wie der Bischof meinte, und ob sie in höherem Auftrag gekommen seien!“

So blieb Bischof Weber in Leitmeritz, obwohl ihm die Bischöfe in Freiburg und Eichstätt Aufnahme anboten. Ein demütiger Gang nach Prag, um durch persönliche Vorsprache bei Regierungsstellen eine Erleichterung für seine Gläubigen zu erreichen, war erfolglos. Bald begann eine nationalistische Hetze gegen ihn. In seiner Biographie des Bischofs schreibt Josef Rabas, man könne noch nicht aufzeigen, wie es zur erzwungenen Abdankung gekommen sei. Leider hängt sie auch mit der Haltung des am 8. Dezember 1946 inthronisierten neuen Erzbischofs von Prag, Josef Beran, zusammen. Er war Anfang Januar 1947 in Rom, und man konnte bald erfahren, daß er die nach einem „freiwilligen“ Rücktritt vakante Diözese als Apostolischer Administrator übernehmen werde. Dies war der Fall, bis am 27. September 1947 mit Štěpán Trochta ein tschechischer Bischof für Leitmeritz ernannt wurde.

Der erzwungene Rücktritt traf Bischof Weber tief, auch manche Maßnahme Berans. Dieser löste als Administrator das Priesterseminar in Leitmeritz auf. Der bisherige von Weber eingesetzte tschechische Generalvikar Monsignore Kuska „verzichtete“ auf sein Amt. Bei einem Krankenbesuch brach Bischof Weber auf der Straße zusammen, erholte sich aber wieder. Am 24. Oktober feierte er noch seinen 70. Geburtstag, am dritten Adventsonntag küßte er seinem Nachfolger den bischöflichen Ring. Als stiller Dulder starb er am 12. September 1948. Erzbischof Beran feierte das Requiem. Am 28. Oktober 1995 verlieh der damalige Staatspräsident Václav Havel Anton Alois Weber posthum den nach Tomáš G. Masaryk benannten Staatsorden.

Rudolf Grulich

In der Leitmeritzer Kathedrale Sankt Stephan liegt das Herz von Bischof Anton Weber.



AUS DER BUNDESGESCHÄFTSSTELLE

Ein Hoch auf das Ehrenamt

Liebe Landsleute, wie wertvoll uns unsere sudetendeutsche Wurzelheimat ist, wird auch an dem unglaublichen ehrenamtlichen Engagement deutlich, das im sudetendeutschen Umfeld geleistet wird. Tausende von Landsleuten sind in den Untergliederungen der Landsmannschaft, in den Heimatverbänden, in den Heimatzeitschriften, in den Ortsgemeinschaften, in anderen Vereinigungen oder auch als Einzelkämpfer in deutsch-tschechischen Projekten aktiv.

Engagierte Vorstände

Besonders hoch sind die Anforderungen an die ehrenamtlichen Vorstände. Sie tragen neben ihrer Verantwortung eine große Verantwortung. Besonders auf den überregionalen Ebenen erbringen sie neben ihrem Beruf oder als Ruhestandler einen Einsatz, der einer vollen Berufstätigkeit kaum nachsteht. Gerade bei ihnen wird dieser Idealismus oft nicht angemessen gewürdigt. Viele Mitglieder und Außenstehende betrachten es als selbstverständlich, daß ihre Vorstände stets für den Verein da sind.

Selbstverwirklichung

Ehrenamtliches Engagement bedeutet Verzicht auf Freizeit und Familienleben. Es ist nur selbstverständlich, daß Amtsträger mit ihrem Einsatz nicht nur etwas für den Verein, sondern auch für sich selbst erreichen möchten. Sie erwarten, daß ihre Leistung anerkannt und gedankt wird. Und sie wollen ihrem Verein auch ein Stück weit ihren Stempel aufdrücken und ihn nach ihren Vorstellungen gestalten.

Zusammenhalt

Während in einem Wirtschaftsunternehmen die Loyalität der bezahlten Mitarbeiter selbstverständlich erwartet werden kann, ist der Zusam-

menhalt einer ehrenamtlichen Organisation eine deutlich größere Herausforderung. Die Amtsträger sind selbstbewußte Individualisten. Sie erwarten mit Recht, daß sie mit ihrer Meinung ernst genommen werden und daß sie sich auch ein wenig in ihrem Verantwortungsbereich verwirklichen können. Andererseits ist ein Verband auf ein geschlossenes Auftreten angewiesen, wenn er in der Gesellschaft eine Wirkung erzielen will.

Politische Strömungen in der Volksgruppe

Während andere Verbände sich als klar definierte Interessengemeinschaft verstehen, ist die Sudetendeutsche Landsmannschaft als Volksgruppenorganisation in einer besonderen Situation: Schon in den hundert Jahren vor der Vertreibung war zu beobachten, daß in der Sudetendeutschen Volksgruppe politisch sehr unterschiedliche Positionen vertreten wurden. Schon damals standen Bürgerliche gegen Sozialisten, Aktivisten gegen Negativisten oft über Jahrzehnte in erbitterter politischer Auseinandersetzung. Die Amtsträger der Sudetendeutschen Landsmannschaft sind nun Nachkommen und Nachfolger dieser politischen Strömungen.

Um Einigkeit ringen

Das ist wohl auch der Grund, warum in der Sudetendeutschen Landsmannschaft schon immer intensiv gestritten wurde. Oft genug gab es Minderheiten, denen es nicht leichtgefallen ist, demokratische Mehrheitsentscheidungen mitzutragen. Doch es wurde auch immer um Einigkeit gerungen, denn allen Verantwortlichen war bewußt, daß unsere Volksgruppenorganisation nur erfolgreich sein kann, wenn sie nach außen geschlossen auftritt.

Ihr
Christoph Lippert
Bundesgeschäftsführer

Fortsetzung von Seite 3

Gott sei Dank für...

nung. Aber das wird heute ja teilweise ein bißchen belächelt. Doch das stört mich nicht.

Die Stadt Brünn hat vor drei Jahren, zum 70jährigen Gedenken des Brünner Todesmarsches, mehrere zukunftsweisende Schritte und Gesten der Versöhnung getan – unter anderem mit einem Marsch der Versöhnung, der in umgekehrter Richtung von der heutigen österreichischen Grenze nach Brünn ging. Damit übernahm die Stadt quasi die historische Verantwortung für das damalige Geschehen, was auch der Großteil der Sudetendeutschen positiv aufnahm. Seither gibt es jedes Jahr ein Festival, bei dem auch an den Todesmarsch erinnert wird. Haben Sie diese Aktivitäten mitbekommen? Wie ist – auch über die Jahre und Jahrzehnte – Ihr Bezug zur Heimatstadt Brünn? Waren Sie zwischenzeitlich schon wieder dort? Wenn ja, mit welchen Eindrücken und Erfahrungen?

Parker: Ich kannte Leute, die natürlich schon verstorben sind, die den Todesmarsch mitgemacht haben. Was die erzählt haben, das war – noch mild beschrieben – unmenschlich. Natürlich ist es schön, wenn die Versöhnung kommt. Grundsätzlich ist es doch so: Die nach 1945

geborenen Tschechen sind genauso unschuldig wie wir, die in den Krieg hineingeboren worden sind. Ich habe niemandem etwas Böses getan, meine Eltern auch nicht. Es wird wohl erst dann Frieden einkehren, wenn die Erinnerungen weg sind. Und wenn die Leute, die das erlitten haben, gestorben sind. Die Leute, die diese Verbrechen begangen haben, sind schon längst tot. Nur eines verstehe ich nicht: daß die Benes-Dekrete, die gegen jedes Völkerverbrechen verstoßen, heute noch Gültigkeit haben. Die Tschechen scheinen darauf zu beharren aus Angst davor, daß sie eventuell Restititionen leisten müßten. Im Sudetenland waren ja ganze Städte leer, die man dann zum Großteil mit slowakischer Bevölkerung aufgefüllt hat. Ich habe den Mordaufruf, der im tschechischen Radio jede halbe Stunde gesendet wurde, bis heute noch im Ohr: „Tod den Deutschen!“ Das war ein Mordaufruf, als der Krieg praktisch vorbei war. Nach der deutschen Kapitulation sind drei Millionen Deutsche aus den Ostgebieten ermordet worden – darüber spricht niemand. Aber seien wir froh, daß wir jetzt – und das schon seit Jahrzehnten – in Frieden leben können, Gott sei Dank.